

**So, wie es ist, war es noch nie –  
warum historische Vergleiche zur Corona-Krise in die Irre führen**

*Die Corona-Pandemie verändert unser Leben auf beispiellose Weise. Und wieder werden historische Parallelen bemüht. Aber was kann man aus ihnen wirklich lernen?*

von Volker Reinhardt \* NZZ 18. März 2020

Epidemien sind eine regelmässig wiederkehrende Erscheinung, also eine sogenannte «Konstante» der Geschichte. Doch Konstanten haben es irritierenderweise an sich, von Variablen begleitet und dadurch wesentlich verändert zu werden. Der Volksmund fasste das in eine tiefe, von den Historikern bis heute ungenügend berücksichtigte Wahrheit: Jeder Vergleich hinkt. Oder wie es ein alter griechischer Philosoph mit der ihm eigenen Erhabenheit sagte: Wir steigen niemals in denselben Fluss.

Will heissen: Jede Zeit ist anders, auch jede Epidemie-Zeit. Gerade deshalb lohnt sich ein Vergleich, nicht, um daraus Lehren zu ziehen, die es wegen der ganz unterschiedlichen Zeitverhältnisse und Zeitbefindlichkeiten nicht geben kann, sondern um nüchtern nebeneinanderzustellen: So war es einst, so ist es jetzt. Der Verzicht auf moralische Wertungen, der damit einhergehen muss, verbietet es nicht, ein Punktesystem anzulegen, nach dem Muster: jeweils ein Plus für die Vergangenheit oder die Gegenwart.

Einst, das ist das Jahr 1348, in dem die Beulenpest Europa von Süden her aufzurollen beginnt. Als der «schwarze Tod» fünf Jahre danach seine fatale Wanderung beendet hat, ist nach heutigen Berechnungen etwa ein Drittel der Bevölkerung der Seuche zum Opfer gefallen; selbst die pessimistischsten Prognosen apokalypseverliebter Virologen sagen uns momentan nichts dergleichen voraus. Die Menschen des 14. Jahrhunderts wussten zudem nicht, wo das Übel lauerte – das Pestbakterium beziehungsweise der Pestbazillus wurde erst ganz am Ende des 19. Jahrhunderts von dem westschweizerischen Forscher Alexandre Yersin identifiziert und heisst ihm zu Ehren *Yersinia pestis*.

*Gott oder der Teufel*

Auch das heisst also nochmals: Vorteil Gegenwart, die immerhin weiss, womit sie es zu tun hat, ganz im Gegensatz zu den Ärzten des 14. Jahrhunderts. Deren vorherrschende Meinung besagte, dass den Eingeweiden der Erde tödliche Ausdünstungen entströmten, eine Theorie, die sich im Begriff «Malaria» – schlechte Luft – bis heute erhalten hat. Doch das war für die Menschen des 14. Jahrhunderts noch keineswegs die endgültige Erklärung: Warum wurden diese mörderischen Lüfte gerade jetzt freigesetzt, wer und was stand dahinter?

Nach dem damaligen Welterklärungsangebot kam in Europa mehrheitlich nur Gott als Urheber des Massensterbens infrage, höchstens noch der Teufel, dem der Himmel bei seiner Ausrottungsaktion freie Hand liess. Damit kamen die Theologen als Chef-Interpreten ins Spiel, die schlechteste aller Lösungen. Denn als Deutungsschema hatten sie wenig mehr zu bieten als das Konzept Gottesstrafe: Die Menschen hatten so schwer gesündigt, dass sie jetzt zu Recht gezüchtigt wurden.

Damit offerierten sie zugleich probate Heilmittel: Um den zürnenden Herrn zu beschwichtigen und vielleicht sogar zu versöhnen, mussten die Sünder Abbitte leisten, am besten in grossen Prozessionen, dicht an dicht gestaffelt marschierend oder wie ein einziger Körper in

Kirchenräumen zusammengedrängt. Für die Flöhe, die den Erreger nach späterem Wissen übertrugen, war das im wahrsten Sinne des Wortes ein gefundenes Fressen.

#### *Natürlich, die Fremden*

Die Erklärung durch den strafenden Himmel hatte allerdings noch viel dramatischere Konsequenzen. Menschen fühlen sich als Individuen niemals schuldig und sind daher bestrebt, die Schuld auf andere abzuwälzen – um die Mitte des 14. Jahrhunderts waren das verdächtige Fremde aller Art, die man als Akteure des Bösen ausfindig gemacht zu haben behauptete, und vor allem die jüdischen Gemeinden, deren Mitglieder als Christus-Mörder und Wahrheitsleugner verleumdet wurden und jetzt schlimmsten Pogromen ausgesetzt waren.

Zur Ehre des in diesen Jahren regierenden Papstes Clemens VI., eines hedonistischen Weltmanns von Format, sei hinzugefügt, dass er die Mordaktionen und die Plünderungen dieses fanatisierten Mobs ausdrücklich verbot, ebenso wie die damals grassierende Flagellanten-Bewegung, als deren Folge Tausende mit der Geißel in der Hand durch die Strassen zogen und sich einen blutigen Rücken schlugen, woraus häufig Gewalt gegen Sündenböcke entsprang.

Heutzutage verschonen uns selbsternannte Seuchen-Sinngeber glücklicherweise mit ihren abstrusen Theorien, Rezepten und Diskriminierungen von Menschengruppen, zumindest im öffentlichen Raum. Dass im Web abenteuerliche Verschwörungsgerüchte wuchern und gelegentlich auch xenophobe Töne angeschlagen werden, ist bedauerlich, aber keine Entsprechung zu 1348. Somit steht es inzwischen fünf zu null für das 21. Jahrhundert.

#### *Jeder war sich selber der Nächste*

Ein wesentlicher Unterschied besteht natürlich in der Verbreitungsgeschwindigkeit. Im 14. Jahrhundert rückte die Seuche, der reduzierten Reisegeschwindigkeit der Menschen und dem weitaus geringeren Globalisierungsgrad dieser Zeit entsprechend, langsam, gewissermassen Monat für Monat, vor. Das erlaubte den Reichen und Schönen Fluchtbewegungen wie den eleganten jungen Damen und Herren, die in der Rahmenhandlung von Giovanni Boccaccios Novellensammlung «Decamerone» in ihre noblen Villen aufs Land ziehen, sich gegen die Aussenwelt abschotten und sich mehr oder weniger anzügliche Geschichten erzählen.

Das ist fraglos ein Pluspunkt für die Vergangenheit. Diejenigen, die weder über die dazu nötige Masse noch das gleichfalls unabdingbare Kleingeld verfügten, waren arm dran, wiederum im wahrsten Sinne des Wortes. Vor allem in den grösseren Städten wurde das öffentliche Leben nicht wie heute nach und nach zurückgefahren, sondern brach völlig zusammen. Die wenigen Repräsentanten der öffentlichen Ordnung – einen «Staat» in unserem Verständnis gab es damals noch nicht – machten sich aus dem Staub oder kamen ebenfalls ums Leben.

Das Ergebnis war in beiden Fällen dasselbe: Anarchie im Zeichen des krassen Überlebens-Egoismus. Die sozialen Beziehungen dünnten aus, alle waren sich selbst die Nächsten, wer sich angesteckt hatte, war in der Regel hoffnungslos isoliert und starb einen einsamen Tod. Dem steht heute der durchorganisierte Wohlfahrts- und Vorsorgestaat wirkungsvoll entgegen – noch, wie Pessimisten meinen. Dass seine Dienste überfordert sein könnten, mögliche Heilung ausbleibt und ein serieller, jeglicher Würde beraubter Tod eintritt, ist nicht zufälligerweise die Hauptangst unserer Tage – 1348 hallt hier nach. Trotzdem heisst es einstweilen hier: Vorteil Gegenwart.

### *Die neuen Mächtigen*

Auf dem Höhepunkt der Durchseuchung stellte sich 1348 unter denen, die nicht geflohen waren, eine unheimliche Egalität ein – vor dem seriellen Tod waren schliesslich alle gleich. Und einige sogar gleicher als gleich: die wenigen, die die Seuche überlebten und oft den unteren Schichten entstammten, waren jetzt die neuen Mächtigen, die sich ihre Hilfeleistungen teuer bezahlen liessen. Hier stossen wir bei unserem Bewertungssystem somit an ideologische Grenzen: Für Befürworter einer sozialen Revolution auf der äussersten Linken ist das ohne Zweifel ein Pluspunkt für das 14. Jahrhundert, hatte die Dominanz der Ausbeuter doch immerhin eine Zeitlang ein Ende.

Lassen wir es in diesem Fall also unentschieden; eine solche Bewertung bietet sich umso mehr an, als nach dem Abflauen der Seuche eine grosse Vermögensumverteilung anstand – anstelle ausgestorbener Hauptlinien grosser Familien waren jetzt sehr oft entfernte Erben, also in den Augen wohlgeborener Zeitgenossen obskure Parvenüs, am Zuge. Allerdings schlägt auch zu Buche, dass die einfachen Leute, die die Katastrophe überlebt hatten, jetzt aufgrund der starken Reduzierung von Arbeitskraft höhere Löhne und damit bessere Lebensbedingungen gewannen; es steht jetzt also sechs zu zwei für uns.

Bleibt abschliessend ein letzter Gesichtspunkt, nämlich die kulturellen Folgeerscheinungen der Epidemie, ins Auge zu fassen. Lange Zeit glaubte die Forschung, dass die Menschen des 14. Jahrhunderts nach der Katastrophenerfahrung «todesbewusster», also nachdenklicher und frömmer geworden seien. Gespiegelt sah man diese neue «posttraumatische» Gesinnung zum Beispiel in den Fresken des alten Friedhofs von Pisa, wo die Unausweichlichkeit und Hässlichkeit des Sterbens unvergesslich eindrucksvoll dargestellt ist und der Tod allenthalben triumphiert.

### *Ein Hymnus auf das Leben*

Doch das war schöner gedacht, als sich Geschichte vollzieht: Heute wissen wir, dass diese Bilder vor der grossen Pest entstanden sind. Umgekehrt wird geschichtliche Wahrheit daraus: Ein Menschenalter nach der ersten grossen Epidemie meisselt Donatello seinen David und den heiligen Georg, malt Masaccio die ersten dreidimensionalen Fresken. Das waren Werke, die den Menschen in einer ganz neuen Grösse, Würde und Unverwechselbarkeit zeigen, und das, obwohl die Pest in der Zwischenzeit immer wieder zurückgekommen war – mit der Folge, dass Florenz jetzt 37 000 statt über hunderttausend Einwohner zählte.

Mit anderen Worten: Die künstlerische und intellektuelle Elite münzte die Epidemie in einen Hymnus auf das Leben und den Lebensgenuss um. Das und die damit verbundene Gelassenheit sollte sich die Gegenwart trotz ihrem klaren Punktsieg zu eigen machen und bei aller vernünftigen Vorsicht gegenüber dem Coronavirus auch nachahmen.

*Volker Reinhardt ist Professor für allgemeine und Schweizer Geschichte der Neuzeit an der Universität Freiburg i.Ü. 2019 erschien bei C.H. Beck sein Buch «Die Macht der Schönheit. Kulturgeschichte Italiens».*